



„Meine frechen, zuckersüßen Mädels“ nennt Samira Löw (Mitte) die Schülerinnen, die sie ein Jahr lang im Internat der Loyola Higher Secondary School betreut und in Englisch unterrichtet hat.

Foto: Samira Löw

Die deutsche „Miss“ von Kuppayanallur

Die Nürnbergerin Samira Löw hat im **FREIWILLIGENDIENST** der Jesuitenmission Schulmädchen in Südindien begleitet – und viel von ihnen gelernt. VON ISABEL LAUER

Auf der Hand verblasst noch ein Henna-Tattoo. Am Fußgelenk baumelt ein Kettchen. Und wenn ihr Handy klingelt – Indien ruft an! –, dann hüpfert ihr Herz und sie fängt automatisch an, mit dem Kopf zu wackeln, wie es auch die Leute in der Videoleitung tun, denn als Inder wiegt man den Kopf, wenn man ja meint. Indien ist noch ganz nah für Samira Löw: Ein ganzes Jahr hat sie dort verbracht, gerade ist sie zurückgekehrt.

Die junge Nürnbergerin hat am Freiwilligendienst der Jesuitenmission teilgenommen und in einer Schule im südindischen Bundesstaat Tamil Nadu mitgearbeitet. „Ich habe unglaublich viel gelernt“, erzählt sie begeistert, „das würde ich um nichts in der Welt eintauschen wollen.“ Für die heute 19-Jährige war das Freiwilligenjahr nach ihrem Abitur am Willstätter-Gymnasium ein Sprung ins große Unbekannte. Als einzige Ausländerin weit und breit lebte sie auf dem Campus der Loyola Higher Secondary School in einem Zimmer des Mädchenwohnheims. Privatsphäre: kaum. Komfort: wenig. Herausforderung: riesig.

Die Aufgabe der Helferin bestand darin, Sechst- bis Zwölftklässler in englischer Konversation zu unterrichten und den restlichen Tag die 30

Wohnheim-Mädchen bei Sport, Hausaufgaben und Freizeit zu betreuen. „Auf einmal war ich Lehrerin. Ich wusste bis dahin nur, wie man Schülerin ist“, erinnert sich Samira Löw an ihre anfängliche Überforderung. Da half nur Improvisation, skrupellos. Und das, ohne die Regionalsprache Tamil zu beherrschen.

Bildung für die „Unberührbaren“

„Samira Miss“, wie alle sie nannten, musste in die Rolle einer Respektsperson schlüpfen. Und sich jeden Tag neue Aufgaben auf Zetteln ausdenken, mit denen sie die Jugendlichen packen konnte. Google? War nicht drin, sie hatte fast nie Internetzugang. Erschwerend kam hinzu, dass das indische Schulwesen vor allem das Auswendiglernen fördert – selber reden will erst mal niemand. Auch an Samiras Schule ist die Prügelstrafe noch Sitte. Die deutsche Hilfslehrerin fühlte sich da oft hilflos.

Gleichzeitig wurde sie aber schnell zur Vertrauten der teils nur unwesentlich jüngeren Mädchen. Sie brachten einander Spiele und Lieder bei, es ging um Sorgen, aber auch um Nagellack und Liebesbriefe. „Samira Miss“ flickte Schuluniformen, machte Morgenyoga mit ihnen. „Ein bisschen war ich ihre Mami. Der Ab-

schied war furchtbar.“ Auch über Lehrerinnen, mit denen sie sich anfreundete, bekam sie Einblicke in die sozialen Verhältnisse des Dorfes Kuppayanallur. Die meisten Bewohner schlagen sich als Selbstversorger durch. Verwahrlosung oder Straßenkinder bekam die Nürnbergerin im generell reicheren Südindien selten



Hübsch wabbelig: Essen vom Bananenblatt auf dem Boden geübt sein.

Foto: Samira Löw

zu sehen. Aber die Jesuitenschule nimmt auch Kinder auf, deren Familien die Gebühren nicht aufbringen können. Die Armut zeigte sich auf den zweiten Blick. An Alkoholismus, an faulen Zähnen, schwieligen Füßen und geflickten Häusern.

Etwa die Hälfte der Schüler sind Dalits. Die Gruppe der „Unberührba-

ren“ steht im indischen Kastensystem ganz unten und erleidet zahlreiche Diskriminierungen. Die Widersprüchlichkeiten und Eigenarten des Subkontinents faszinierten Samira Löw, ausgiebig und mit Humor schrieb sie für die Daheimgebliebenen darüber in einem Blog. Sie staunte über die religiöse Vielfalt, in der man bei jeder Gelegenheit gemeinsam knallbunte Feste feiert – und auf der anderen Seite politische strenge Grenzen zwischen Hindus, Christen und Muslimen zieht.

Sie lernte, aus Flaschen zu trinken, ohne mit dem Mund die Öffnung zu berühren – so hygienisch macht man's in Indien, für Anfänger ein Kunststück. Sie lernte, die Uhrzeit lockerer zu nehmen als in Deutschland und Mangos zu lieben, obwohl ihr exotisches Obst suspekt gewesen war. Bei Müllsammel-Aktionen, erzählt sie, habe sie einen Blick für Umweltprobleme bekommen.

Weibliches Selbstvertrauen

Als Hilfeinsatz hat sie ihre durch Spenden mitfinanzierte Zeit als „Volunteer“ nie verstanden. Sondern als Kulturaustausch. „Wir können nicht Retter in der Not sein. Und brauchen es auch nicht.“ Die Englisch-Fähigkeiten ihrer Schüler hätten sich aber tatsächlich verbessert. Und sie habe ein

Beispiel geben können. Zum Beispiel – in einem patriarchalisch-autoritären Land – für die Selbstbestimmtheit einer jungen Frau. „Bei meiner Verabschiedung sagten die Mädels, sie hätten von mir gelernt, dass man alle gleich behandelt. Das fand ich wunderschön.“

Als gewöhnungsbedürftig wiederum erwies sich der strikt katholische Rahmen. Die Abiturientin teilte ihre Mahlzeiten mit den Jesuiten. Täglich Messen, Rosenkranz, Mariengebete, „das war sogar für mich sehr viel“, erzählt die ehemalige Ministrantin. Um die junge Frau zu beschützen, erlaubten die Brüder und Priester ihr keine Ausflüge ohne Begleitung. „Ich fühlte mich sicher, aber auch ein bisschen eingesperrt.“

Auch diese unfreiwilligen Umstände nahm Samira Löw gern in Kauf. „Bis zu meinem Abi wurde immer alles für mich und meine Bildung getan. Da wollte ich jetzt auch mal was für andere machen.“

INFO

In ihrem Blog samsinadu.de berichtete Samira Löw ausführlich. Das Freiwilligenprogramm „Jesuit Volunteers“ der Jesuitenmission in Nürnberg vermittelt einjährige Einsätze in Europa und der Welt ohne Höchstalter. Bewerbungen bis 31. Oktober, Informationen unter jesuit-volunteers.org



Christentum auf Indisch: eine Prozession mit üppig geschmückter Marienstatue.



Samira Löw, die selbst gerade noch Schülerin gewesen war, wurde zur Lehrerin.



Zum straffen Stundenplan der Schülerinnen gehören jeden Nachmittag Sport und Bewegungsspiele - hier waren Animationskünste der deutschen Freiwilligen gefragt.



Für die Schönheiten Indiens wie Henna-Bemalungen blieb auch Zeit.